

OTILIE WILDERMUTH



MEINE SCHÖNSTEN
ERZÄHLUNGEN

Meine schönsten Erzählungen

Otilie Wildermuth

Inhalt:

Otilie Wildermuth – Biografie und Bibliografie Cherubino und Zephirine

Der erste Morgen.

Die Taufe.

Die Aufführung.

Das Verhör.

Nachforschung.

Die Gespielen.

Der Abschied.

Ein Wiederfinden.

Aufklärung.

Noch eine Trennung.

Die Geschwister.

Schluß.

Der Peterli von Emmental

Die alte Freundin

1. Im Bauernhof.

2. Im Pfarrhaus

3. Im Ritterschloß.

4. Die Konfirmation.

5. Im Fürstenschloß.

6. Abwärts.

Schluß.

Der kleine John.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.

Es ging ein Engel durch das Haus.
Des Herrn Pfarrers Kuh

1. Moidei
2. Moidei als Köchin
3. Eine Kuh.
4. Ohne Kuh.
5. Moidei auf Reisen.
6. Moidei im Dienst
7. Der Herr Pfarrer daheim.

Das Osterlied.

- Das Haus in der Vorstadt.
Die Strickschule.
Die kleine Sarah
Sarah wird angemeldet.
Sarabs Eintritt.
Sarabs Name
Weihnachten
Zum Schluß des Winters
Schluß.

Die Kinder der Heide

- In die Schule
Anitas Schule.
Siegmunds Schule.
Im Pfarrhaus.
Nach fünf Jahren.
Ein Geheimnis.

Was der Vater war.
Siegmunds Berufswahl.
Anitas nächste Zukunft.
Siegmunds Kameraden.
Neues Leben.
Schluß.

Auf Schloß Solingen.

Eine Königin

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.

Frau Luna

Das Steinkreuz. Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Das Gewitter.

Die zwei Brüder

Morgen, Mittag und Abend

Die Verschmähte

Unabhängigkeit

Lebensglück

Tote Treue

Spätes Glück

Der kluge Bruno

Kordulas erste Reise

Die wunderbare Höhle

Ein einsam Kind

Das Bäumlein im Walde

- 1.
- 2.

Das Feental

1. Lese-Julie.
2. Der erfüllte Wunsch.

3. Der Feensitz.

Das Ende.

Die Lehrjahre der zwei Schwestern

1. Im Vaterhaus

2. Das erste Leid

3. Gegenseitiger Unterricht

4. Das Institutsleben

5. Das Leben im Wittwenhause

6. Noch ein Sterbebett

7. Beim Onkel Professor

8. Beim Onkel Stadtpfarrer

9. Leonore als Haushälterin

10. Sophie als Gouvernante

11. Zusammentreffen

12. Ein wunderbarer Zufall

13. Zu guter Letzt

Ein Herbsttag bei Weinsberg

Opfer ohne Dank

Treue im Tod

Ein sonnenloses Leben

Geschichte von Einer, der es geht, wie sie's braucht.

Krieg und Frieden

Das Leben in Friedenszeiten.

Kriegsgeschichten.

Trennung.

Heimkehr.

Krieg und Frieden.

Mädchenbriefe

1. Liebste Julie!

2.

3.

4.

5.

6.

Geschichte der alten Nähterin - Berthas Blumengarten

7.

8.
Geschichten der alten Nähterin - Der lustige Robert
9.
Geschichten der alten Nähterin - Rahel und Lea
- 10.
11.
Ein Frauenbrief

Meine schönsten Erzählungen, O. Wildermuth
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland

ISBN: 9783849640026

www.jazzybee-verlag.de
www.facebook.com/jazzybeeverlag
admin@jazzybee-verlag.de

Otilie Wildermuth - Biografie und Bibliografie

Schriftstellerin, geb. 22. Febr. 1817 in Rottenburg am Neckar, gest. 12. Juli 1877 in Tübingen, war eine Tochter des Kriminalrats Rooschüz und vermählte sich 1843 mit dem durch seine Schulbücher bekannten Gymnasialprofessor W. in Tübingen. Von ihren zahlreichen und viel gelesenen Schriften, die vor allem durch echt weibliche Haltung, gemütvolle Auffassung des Lebens und gefunden, liebenswürdigen Humor gefallen, nennen wir:

»Bilder und Geschichten aus Schwaben« (Stuttg. 1852–54, 2 Bde.; 6. Aufl. 1883); »Olympia Morata« (das. 1854); »Aus dem Frauenleben« (das. 1855, 2 Bde.; 5. Aufl. 1865); »Auguste« (das. 1858, 6. Aufl. 1883); »Die Heimat der Frau« (das. 1859, 5. Aufl. 1881); »Sonntag-Nachmittage daheim«, erbauliche Betrachtungen (das. 1860); »Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit« (das. 1861); »Lebensrätsel«, Erzählungen (das. 1863, 3. Aufl. 1890); »Dichtungen« (Basel 1863); »Perlen aus dem Sande« (4. Aufl., Stuttg. 1884); »Zur Dämmerstunde« (das. 1871); »Mein Liederbuch« (das. 1877). Ihre »Gesammelten Werke« erschienen in 10 Bänden (Stuttg. 1891–94), daneben eine Reihe beliebter Jugend und Kinderschriften (zuletzt 1906, 19 Bdchn.). Vgl. »O. Wildermuths Leben, nach ihren eignen Aufzeichnungen« (2. Aufl., Stuttg. 1889, hrsg. von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid W., die ebenfalls zahlreiche Erzählungen für junge Mädchen veröffentlicht haben).

Cherubino und Zephirine

Es sind bald sechzig Jahre, daß zur Herbstzeit vor einem Gasthof in einer abgelegenen Gasse der schönen alten Stadt Nürnberg ein sonderbares Fuhrwerk hielt, wie es dort nicht eben selten gesehen wurde: ein langer Deckelwagen, an dessen Seiten kleine Fensterlein angebracht waren, von einem alten Fuchsen mühselig gezogen. Es war in der Tat schwer zu bestimmen, wer dürrer und abgemagerter aussah, der alte Fuchs oder der braune, ziemlich gebeugte Kutscher, der vorn auf dem Wagen saß, oder der lange, spitznasige Herr, der in einer noch etwas eleganten Kleidung neben demselben herschritt. Die Stubenmagd des Gasthofs hatte aus dem Fenster gesehen, als das Fuhrwerk heranfuhr.

»Was ist's Madlin?« fragte der Kellner.

»O, Schnurranten,« sagte die und schlug das Fenster zu.

»Weiß nicht, ob ich die behalten soll,« meinte der Wirt; »ist noch nicht lange, daß mir ein Taschenspieler durchgegangen ist und hat keine Zeche bezahlt.«

Der Wagen hatte, indes Halt gemacht, obgleich sich weit und breit kein Hausknecht blicken ließ. Die Magd konnte doch nicht unterlassen, hinauszusehen, was noch unter dem Deckel verborgen sei, ob Wachsfiguren oder wilde Tiere, ein Panorama oder eine Riesin.

Nichts von all dem, schien es. Zwei Kinder sah man unter der Decke hervorkrabbeln, in etliche Tücher und Mäntelein gewickelt, die nicht für sie bestimmt schienen. Das Mädchen warf die alte, braune Kaputze von sich und hüpfte leichtfüßig über den Kutscher weg, der sie herabheben wollte; der Knabe stieg etwas langsamer herunter und setzte sich auf die schmale Hausbank, während die Kleine neugierig die enge Straße, die hochgiebeligen Häuser, da und dort mit kunstvoller Arbeit verziert, betrachtete.

»Können wir hier übernachten?« fragte der spitznäsige Herr mit ziemlich vornehmerem Ton.

»Bedauere sehr,« entgegnete der wohlhäbige Wirt, dem die Gesellschaft nicht besonders gefiel; »es ist alles besetzt, habe in der Tat keinen Raum mehr, keine Mansarde.«

Die Reisenden waren sehr niedergeschlagen über diesen Bescheid, und brummend schickte sich der braune Kutscher wieder an, den Fuchsen einzuspannen, als die Kleine dazwischen kam.

»Gar kein Plätzchen mehr in einem so großen Haus?« fragte sie unschuldig.

»Gar keins, kleine Mamsell,« versicherte der Wirt etwas freundlicher.

»Ach, das wissen Sie gewiß nicht,« sagte eifrig die Kleine; »sehen Sie nur, wie mein Papa so dünn ist, der hat überall Platz, und wir können im Wagen schlafen und der François beim Pferd. Wenn man ja den Papa und den François zusammennäht und mich und den Cherubino dazu, so könnte man noch keinen so guten, dicken Papa daraus machen, wie Sie einer sind.«

Die neugierigen Zuschauer, die sich nach und nach gesammelt hatten, lachten hell auf; der dicke Wirt lachte mit und versprach, er wolle nach einem Plätzchen sehen. Der François zog seinen Fuchsen in den Stall und ließ sich gutwillig gefallen, daß ein paar mutwillige Burschen fragten, ob er dieses Rassepferd nicht um zwanzig Louisdor verkaufe; der Hausknecht aber meinte, er solle es an einen Hutmacher vermieten, der Hüte an seine Knochen aufhängen könne. François schüttelte nur den Kopf: »Nix verkaufen, brav Roß.«

Herr Lionet, wie sich der Besitzer der glänzenden Equipage nannte, begab sich mit den Kindern in die Wirtsstube, woselbst sie mit einer dünnen Suppe gespeist wurden. François begnügte sich mit einem Glas Bier; der Papa genoß etwas Wein und schrieb sodann einen Zettel, den François heute noch in die Druckerei tragen sollte. Bald war eine Ankündigung fertig, die lautete:

»Die rühmlichst bekannte Familie Lionet ist in hiesiger Stadt angekommen und hofft auch hier den Beifall zu

finden, dessen sie sich in den ersten Städten Deutschlands zu erfreuen hatte.

»Sie wird morgen abend im Saale des Gasthofs zum blauen Adler die erste Vorstellung geben.

»Herr Lionet père wird zuerst das Publikum durch bewundernswürdige Künste mit Karten und andre Vorstellungen aus der natürlichen Magie überraschen.

»Zephirine Lionet, die junge Grazie genannt, wird sodann einen Tanz à la Psyché ausführen und durch ihre Anmut und Geschicklichkeit alle Herzen bezaubern.

»Der berühmte Komiker Herr François Desbordes wird durch seine drolligen Einfälle allgemeine Heiterkeit erregen.

»Zephirine, die junge Grazie, und Cherubino Lionet, genannt das Wunderkind, werden den berühmten biskayischen Volkstanz mit dem Tambourin aufführen und ungeteiltes Entzücken hervorrufen.

»Sämtliche Darstellungen werden durch die lustigen Einfälle des Herrn François, des Komikers, belebt werden.«

Während Herr Lionet diese glänzenden Verheißungen niederschrieb, hatte Zephirine, die junge Grazie, bereits Bekanntschaft im Haus gemacht; sie brachte im Triumph ein paar warme Kartoffeln, die sie von der Köchin bekommen hatte, und teilte sie mit Cherubino. Während sie der hungrige Knabe begierig verzehrte, flüsterte sie ihm zu: »Sei nur zufrieden, Büblein! morgen ist Vorstellung, da gibt's nachher Braten.«

Mit dieser lockenden Aussicht suchten die Kleinen ihre Nestchen im Wagen, der im bedeckten Schuppen stand. Jedes begrub sich in seinem Winkel unter den Teppichen, alten Kleidern und dem Stroh, das sich da vorfand, und bald schliefen sie so herrlich, wie nur ein Fürstenkind unter seidenen Decken.

Der erste Morgen.

Die strahlenlose Sonne eines kühlen Herbstmorgens erhellte mit rötlichem Licht auch die enge Straße, wo Herr Lionet Quartier genommen. Er war ausgegangen, um die gedruckten Anschlagzettel abzuholen; die Kinder aber standen schon im vollen Kostüm auf der Straße beisammen.

Zephirine, zierlich geputzt im schwarzen Samtleibchen mit Schleifen, einen Blumenkranz im schwarzen Haar und niedliche Stiefelchen an den feinen Füßchen, hatte sich auf einen Eckstein gesetzt und sah lächelnd auf den Knaben herab, der den Kopf traurig an sie anlehnte. »Bist schläfrig, armer Cherubino?« fragte sie mit gutmütigem Spott; »geh' doch in den Wagen und leg dich schlafen, ist's ja doch schon acht Uhr am Morgen!«

»Mich friert nur,« sagte der Knabe und schmiegte sich an das Mädchen.

»So, dich friert! o du armes Wunderkind!« sprach das Mädchen mit Lachen, »und hast doch ein Samtröcklein an, wie ein Prinz, und eine Weste, und was alles noch. Da sieh mein weißes Röcklein und meine bloßen Arme, mich friert kein bißchen!« Und sie schlang ihre weichen Ärmchen fest um seinen Hals: »Du armes, erfrorenes Büblein! Schlüpf in die große Trommel, da bläst der Wind nicht hinein!«

»Und jetzt wird's alle Tage kälter, dann kommt der Winter, wo alles friert,« seufzte der kleine Cherubino.

»Ja, im Winter, da ist's freilich trübselig,« stimmte ihm Zephirine bei; »wer weiß, in was für ein Kämmerlein wir wieder hineinschlüpfen müssen! Bin nur froh, daß die Herkulina nimmer da ist, ach, war die so groß und dick! Wenn die noch bei uns wäre, da hätte uns der dicke Wirt gar nicht ins Haus gelassen. Aber weißt, wir geben dann ja alle Vorstellungen in einem warmen Saal und diesen Winter haben wir auch ein Kopfkissen zum Schlafen, weil die Herkulina fort ist. Und weißt du, wie wir letzten Winter bei einer so guten Bäckerfrau wohnten, die uns manchmal altbackne Semmeln schenkte und einmal Kuchen? Vielleicht kommen wir diesen Winter wieder zu so guten Leuten. Und dann wird's auch wieder Sommer und warm, und wir ziehen hinaus durch schöne, große Städte und kochen Kaffee unter dem Baum, und machen Nester im Heu und François holt uns Nüsse von den Bäumen. O, das ist herrlich!« – und die Kleine klatschte in die Hände über die Freuden des Sommers, während doch der Winter erst vor der Tür stand. Der Knabe aber war immer noch nicht aufgeheitert. »Ach, ich möchte eben einmal gar nicht mehr fortgehen,« sagte er; »ich möchte in einem großen, schönen Haus wohnen und in einem rechten Bett schlafen und in rechten Kleidern in die Schule gehen wie andre Knaben.«

»Warum nicht gar,« lachte Zephirine, »in die Schule! da bekommt man Schläge, sagte der Papa.«

»Man bekommt keine, wenn man fleißig ist,« behauptete Cherubino eifrig, »des Bäckers Sohn hat mir's gesagt.«

»Und Kinder, die in die Schule gehen, können nicht tanzen,« sagte Zephirine; »da sieh, so tanzen sie!« Sie

hüpfte herab und tappte mit vorgebücktem Leib auf komische Weise im Kreis herum, fast wie ein junges Bärlein, so daß Cherubino auch lachen mußte; aber er sagte doch wieder ernsthaft: »Das ist mir ganz gleich, ich wollte gar nicht tanzen können; lernen ist gewiß schöner.«

Die Taufe.

Die Kinder stritten noch lange und eifrig fort, bis ihre Aufmerksamkeit plötzlich nach außen gezogen wurde. Von einer Seitengasse her, nicht weit an ihnen vorüber, wallte leise ein kleiner Zug: eine ältere Frau mit einem Kindlein auf den Armen, das mit einem lang herabhängenden seidenen Tuch verhängt war; zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, fast im Alter wie unsre beiden, trippelten im schönsten Festputz daneben her. Der kleine Knabe machte hier und da neugierige Versuche, das seidene Tuch zu lüften; das wehrte ihm aber eine stattliche, schön gekleidete Dame, die mit einigen Herren den kleinen Zug schloß.

»Du, was ist das?« fragte Cherubino.

»Eine Taufe,« flüsterte Zephirine, die immer mehr von der Welt wußte als der Knabe, ganz leise, obgleich der Zug schon vorüber war.

»Was tun sie denn jetzt?« fragte der Knabe wieder.

»Das weiß ich selbst nicht,« sagte Zephirine; »komm, wir wollen nachgehen, der Papa kommt noch lang nicht.« Und eilig gingen die Kinder von weitem nach bis an die nahe Kirche, schlüpfen auch unbemerkt durch eine Seitentür hinein.

Das war das erste Mal, daß sie das Innere einer Kirche betraten, und staunend hoben sie ihre Blicke zu dem wunderbar gestalteten Kreuzgewölbe empor, zu den Bildern an den Seiten, zu den hohen Fenstern und dem Kreuze auf dem Altar. Es war eine wunderbare Welt, von der sie noch gar nichts geahnt hatten. Cherubino nahm sein Mützchen ab, wie er's bei den Männern sah, die dem Kinde folgten; Zephirine faltete ihre Händchen, wie das kleine Mädchen mit den blonden Zöpfen, ohne daß sie wußte warum. Sie wagten nicht, von der Stelle zu gehen, sie wagten kaum zu atmen; aber, mit der tiefsten Aufmerksamkeit sahen sie zu, was nun mit dem Kindlein geschah, dem man das Tuch abgenommen hatte. Daß der Mann in dem langen schwarzen Gewand ein Pfarrer sei, wußte Zephirine wohl, und wie im Traum lauschte sie den feierlichen Worten, die er über das Kindlein sprach. Nun trug es einer der Männer zu ihm hin, – nun goß der Pfarrer Wasser aus der blinken Kanne, träufelte davon auf des Kindleins Stirne und sagte laut die Namen: Hermann August. – Die staunenden Kinder wußten gar nicht, was das bedeuten solle und sahen sich nur immer wieder still fragend an.

Jetzt war des Pfarrers Rede geendet; das Kindlein wurde wieder zugedeckt und die Begleitung schickte sich zum Gehen an. Eilig schlüpfen Zephirine und Cherubino hinaus und blieben hinter der Tür stehen. Beim Herausgehen des Taufzuges kamen die zwei Nürnberger Kinder zuletzt. Zephirine, die allezeit unerschrocken war, faßte sich ein Herz, zupfte das blonde Mädchen am Ärmel ihres blauen Kleidchens und fragte: »Hör', was hat man denn mit dem Kindlein getan?«

Erstaunt sah die kleine Marie mit ihren großen, blauen Augen auf das fremde Kind, das ihr in dem abenteuerlichen Putz ganz wunderbar vorkam, antwortete aber freundlich:

»Weißt du denn das nicht? – das ist unser Brüderlein, das hat man getauft.«

»Ja, warum denn?«

»Wie dumm!« fuhr Theodor, Mariens Bruder heraus, »daß man weiß, wie es heißt; soll man's denn sein Leben lang Kindlein nennen?«

»Ach, deswegen nicht allein, Theodor!« berichtete Marie, »einen Namen hätte ihm auch der Vater geben können; nein, weißt du nimmer, was uns gestern die Mutter gesagt hat? Man tauft's, weil der liebe Heiland gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen! und wenn man das Kindlein getauft hat, so gehört es dem Heiland eigen all sein Leben lang, und er schickt ihm Englein, die es hüten und acht darauf haben.«

»Ja, wer ist denn der liebe Heiland?« fragte Cherubino schüchtern.

Ganz erstaunt sahen sich Marie und Theodor an; ein so großer Knabe sollte noch nicht wissen, wer der Heiland sei!

»Ja hör', seid ihr denn Heiden, daß ihr nichts vom Heiland wisset?« fragte Theodor.

»Ach, wir sind gar nichts!« sagte Zephirine unschuldig.

»Aber wir wissen, daß der liebe Gott einmal die Welt gemacht hat, nicht die Häuser, aber die Bäume und das Wasser und die Tiere,« versicherte eifrig Cherubino, der doch etwas gelten wollte.

»Nun, da wißt ihr schon etwas,« sagte begütigend Marie, welche die schönen fremden Kinder nicht kränken wollte;

»und das andre kann ich euch sagen. Seht,« fuhr sie fort, indem sie sie an die noch offene Kirchtüre zog, glücklich in kindischer Wichtigkeit, daß sie andre so viel lehren konnte, »da seht hinein! Der Mann am Kreuz dort auf dem Altar, das ist der liebe Heiland, und dort ist er auch auf dem großen Bild, wie er in den Himmel fährt; seht, der ist vom Himmel gekommen, weil die Menschen so böse gewesen sind, und hat ihnen erzählt vom lieben Gott und was sie tun müssen, daß er sie wieder lieb haben könne. Und weil wir alle, nicht gut sind und hätten nimmermehr können zum lieben Gott kommen, so ist er für uns gestorben, und weil er so ganz brav gewesen ist und hätte immer in lauter Freude im Himmel bleiben können und ist doch ganz freiwillig gestorben, so hat der liebe Gott ihm zulieb uns wieder angenommen, und wenn wir fromm sind und immer an den lieben Heiland denken, so können wir alle in den Himmel kommen. O, das ist aber noch gar nicht alles,« fuhr sie glühend vor Eifer fort; »ich weiß noch viel so schöne Geschichten von ihm, aber ich kann's nicht auf einmal sagen.«

Die fremden Kinder hörten mit offenem Mund zu, sie konnten das alles noch nicht so recht verstehen.

»Aber wo kommt denn ihr her, daß ihr das gar nicht wißt?« fragte Theodor.

»Ach, wir kommen überall her,« sagte Zephirine, »wir reisen in der Welt herum und tanzen; da können wir in keine Schule gehen.«

»Aber vom Heiland erzählt einem die Mama,« sagte Marie; »habt ihr denn keine?«

»Nein, die ist schon lang gestorben; aber einen Papa, der weiß es vielleicht selber nicht, weil er vorher ein Franzose

war,« entschuldigte Zephirine; »wir haben wohl die Herkulina gehabt, aber das ist keine Mama.«

»Wer ist denn die Herkulina? – das ist ein kurioser Name!«

»Das ist eine große, dicke Frau mit einem roten Gesicht,« berichtete jetzt Cherubino; »sie ist aber nicht böse gewesen, nur hat sie so viel gegessen, dann ist nichts für uns übriggeblieben. Am Morgen hat sie unsre Kleider gewaschen, und oft auch geflickt, und manchmal gekocht, und am Abend hat sie schwere Eisen aufgehoben, und sich hingelegt; dann haben Männer auf ihr gehämmert, und das hat ihr nichts getan.«

»Aber wo ist sie denn jetzt?« fragte Theodor wieder, der gar nicht aus der Verwunderung kommen konnte über diese seltsame Familie.

»Als wir in Stuttgart auf der Messe waren, da war in der Bude neben uns einer mit einem großen Ochsen; der war neidisch auf uns, und wenn der Papa mit der Drehorgel spielte, damit Leute kommen sollten, so trommelte er so laut, daß man uns nicht hörte. Der wollte die Herkulina zu sich haben, und wie sie zuerst nicht wollte, so hat er sie geheiratet; da ist sie nun mit ihm fortgegangen. Ich glaube, er läßt jetzt den Ochsen auf ihr herumtrampeln, und das tut ihr auch nichts.«

Die Kinder hätten sich wohl noch viel mitzuteilen gehabt, da den Einheimischen die Welt der Fremden so neu war, wie diesen die ihrige. Da sprang eilig eine geputzte Magd her:

»Aber Kinderl, wo sind's? Wollet's denn kein Kaffee und Taufkuchen?«

Das gab eine schnelle Trennung. Marie vergaß in der Eile nicht, den fremden Kindern die Hand zu geben, und Zephirine lud sie zu der Vorstellung von heute abend ein. Marie und Theodor zogen ab; eben so begierig von den Taufkuchen zu schmausen, als den Eltern zu berichten von den seltsamen Kindern, die nichts vom Heiland wußten.

Cherubino und Zephirine wandten sich endlich nun auch ihrem Gasthof zu, als François ihnen mit lebhaften Gebärden winkte, eilig zu kommen, da der große Umritt jetzt stattfinden mußte.

Die Aufführung.

François war sehr in Angst um die Kinder gewesen und so froh, daß sie wieder da waren, daß er ihnen keine Vorwürfe machte über ihr Weglaufen. Der dürre Fuchs stand schon aufgepälm, mit einer prächtigen blauen Decke, welche die Herkulina noch wacker herausgeflickt hatte; die Kinder wurden hinaufgehoben. Herr Lionet, in einer Art von Rittertracht, führte den Gaul am Zaum; François, der Bajazzo, auch mit verschiedenen Lappen und einer hohen Zipfelmütze aufgestutzt, hüpfte mit seltsamen Gebärden voraus, und stieß bisweilen in eine Trompete. Auf allen Hauptplätzen und vor ansehnlichen Häusern machte er Halt, trompetete und rief mit allerlei Späßen die Herrlichkeit aus, die von diesem Tag zu erwarten sei: »Seh'n Sie, meine Herren und Damen, das sein die zwei Wunderkind, Cherubino und Zephirine! Die Zephirine sein leichter als ein Schmetterling; streck sie ihre Füßchen aus, bluh! flieg sie über die große Turm, vite! spring sie wieder auf die Zehenspitz, brrr!«

In dieser Weise rühmte er auch seinen Herrn und Cherubino; ein lärmender Haufe von Schulknaben folgte

mit Geschrei und Gelächter. All das waren die Kinder von jeher gewöhnt, und Zephirinen hatte es oft Spaß gemacht, Nußschalen unter die Kinderschar zu werfen, oder ihnen seltsame Gesichter zu schneiden. Heute aber saß sie still und unbeweglich da, und Cherubino erhob nicht einmal die Augen. Er mußte an die Kirche denken, das wunderbare hohe Haus; an das Kindlein, das man eingesegnet, an alles, was ihnen die kleine Marie vom Heiland gesagt hatte; dann dachte er wieder an die Kinder, wie die nun fröhlich daheim sitzen werden bei Vater und Mutter, bei dem kleinen Bruderlein und beim Taufkuchen. Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Warum bin ich denn nicht auch ein rechtes Kind geworden wie andre?« fragte er im stillen ganz traurig.

Ähnliche Gedanken schienen auch das sonst so fröhliche Herzchen Zephirinens zu bewegen; denn als einmal das Pferd wieder anhielt und der Bajazzo seine Sprünge und Späße machte, neigte sie sich zu ihrem Vater und flüsterte: »Papa, bin ich denn auch einmal getauft worden?«

Ganz erstaunt blickte Herr Lionet aus seinem Ritterbarett auf und sagte: »Natürlich! was fällt dir für unnötiges Zeug ein?«

»Aber wo denn, Papa? – in einer Kirche?«

»Freilich, in keinem Stall! Es war, glaub' ich, in einem Grenzorte, und von einem katholischen Pfarrer, ich weiß selbst nimmer so recht.«

»Gehöre ich aber auch dem Heiland?«

»Unsinn, natürlich! Denk' jetzt nicht an solche Geschichten, und gib dir auch ein munteres Ansehen!« Und

etwas verlegen ging der Papa auf die andere Seite und trieb das Roß vorwärts.

Der Umzug war vollendet, die Kinder durften daheim mit dem Vater zu Mittag speisen, ziemlich kärglich; aber sie wurden auf den Abend vertröstet, wenn die Einnahme gut sei.

Gar zu gern wären sie am Nachmittag noch einmal ausgegangen; da sie aber nur den einen Festanzug hatten, der für den Abend bestimmt war, so gestattete es der Papa nicht; sie mußten sich umkleiden und in alten zerrissenen Mäntelchen beim Haus bleiben, bis die Stunde der großen Vorstellung käme. Da sie doch für möglich hielten, daß ihre Bekannten von diesem Morgen noch einmal nach ihnen sähen, schämten sie sich in den schlechten Kleidern und nisteten sich lieber in eine Ecke der Wirtsstube zusammen, wo sie miteinander flüsterten von den Erlebnissen dieses Morgens. Cherubino hatte mehr als je eine Sehnsucht, zu sein und zu leben wie andere Kinder, und noch mehr zu hören vom Heiland; seine kleine Seele war wunderbar bewegt von dem, was er am Morgen gehört. Die flüchtige Zephirine konnte sich immer noch kein Leben denken ohne Tanzen und Reisen; aber in die Kirche, das meinte sie doch auch, möchte sie wieder gehen, und so eine Gespielin haben, wie die blonde Marie im blauen Kleidchen.

»Aber weißt, Cherubino,« tröstete sie diesen wieder, »wir haben ja einander, und ich kann dir jetzt alles erzählen, was uns das Kind erzählt hat.«

Cherubino schüttelte traurig sein Köpfchen.

Der dicke freundliche Wirt hatte den Kindern etwas Kaffee mitgeteilt; der Papa hatte sich den Nachmittag mit Kartenspiel unterhalten; da er aber fortwährend gewann,

wollten die Leute nimmer mit ihm spielen und sagten, er sei ein Hexenmeister.

Allmählich wurde es Abend, die Kinder mußten sich wieder putzen und in den Saal begeben, der spärlich erleuchtet und noch spärlicher erwärmt war. Es fand sich ein recht zahlreiches Publikum ein, nicht gerade wegen des anpreisenden Zettels, aber wegen der netten Kinder, die bei dem Umritt am Morgen jedermann gefallen hatten; eine Menge Mägde, Kinder und junge Leute, mitunter auch Eltern, die ihre Kinder selbst hinführten, bildeten die Zuschauer.

In der vorderen Reihe saßen Marie und Theodor mit Herrn Winter, ihrem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann. Er war zwar heute, am Taufstag seines Kindes, nicht sehr aufgelegt gewesen, eine Gauklerkomödie zu sehen; aber seine Kinder hatten ihn zu sehr gebeten, und was sie ihm von dem verwahrlosten Zustand der fremden Kinder erzählt, hatte in ihm den Wunsch erregt, selbst nach ihnen zu sehen.

François stand noch vor dem Haus, trompetete und paukte auf seiner Trommel, um Leute herzulocken, bis der Saal voll war; dann schlüpfte er rasch in seine Hanswurstjacke und hüpfte mit ein paar Purzelbäumen in den Saal, zu unaussprechlichem Jubel der Zuschauer.

Herr Lionet in seinem Rittermantel trat vor, an jeder Hand eines der beiden Kinder. Er sah ungemein ehrwürdig aus, und die kleinen Buben auf dem letzten Platz hatten gewaltig Respekt, als er sein Federbaret abnahm, und sich tief verneigte, daß seine spitzige Nase fast den Boden berührte; auch Cherubino nahm sein Mützchen ab, und Zephirine machte eine so anmutige Verbeugung, daß alles in die Hände klatschte, und Marie ordentlich stolz auf die

neue Bekanntschaft wurde, als sie ihr ein Kußhändchen zuwarf.

Jetzt mußte François ein Tischchen bringen, und Herr Lionet begann seine Künste. Es waren so ziemlich die gewöhnlichen, die man seit bald hundert Jahren bei allen Taschenspielern sieht. François mußte eine große Menge Werg verschlingen, was er unter komischem Weigern und entsetzlichem Gesichterschneiden tat; dann wurde ihm unter unendlichem Beifallsjubiläum der Rücken aufgeschnitten und das genossene Werg als eine endlose Masse von leinenen Bündeln herausgezogen. Herr Lionet bat um eine Taschenuhr, die er unter lautem Geschrei der Zuschauer im Mörser zerstieß. Die zerstoßenen Stücke wurden vorgezeigt, dann in einer Schachtel unter den Tisch gestellt, von wo später der Bajazzo mit einem deckenhohen Luftsprung die ganze Uhr unversehrt hervorbrachte. Dann machte er einige hübsche Kartenkünste, die der Hanswurst auf eine lächerlich plumpe Weise nachahmte. Bald aber wurde das Publikum, das auf die Kinder wartete, ungeduldig; darum wurde der erste Akt beendet, der Tisch weggetragen; Herr Lionet erschien mit einer Geige, François mit seiner Trompete, und nach der etwas schauerlichen Musik, welche die zwei hervorbrachten, begann der Tanz mit dem Tamburin. Cherubino wartete mit seinem Stäbchen in der Mitte des Saales, um auf das Tamburin zu schlagen, wenn Zephirine an ihm vorüberflog, und sich dem Tanz anzuschließen. Der arme Knabe stand aber mit trauriger Miene da; seit er die beiden Kinder wiedersah, war seine ganze Seele bei ihnen, in der Kirche, in einer Heimat; – er hörte kaum die Töne, die ihn zum Tanz locken sollten, und sah nicht die drohenden Blicke, die der Papa auf ihn warf. Zephirine aber, die im Tanz lebte, flog mit anmutigen Wendungen an ihm vorüber, klingelte ihm mit lieblichem Lächeln mit der Schellentrommel ins Ohr; zog ihn mit schelmischer Gebärde in den Tanz, umkreiste

ihn so leicht und flüchtig, daß ihre Füßchen kaum den Boden zu berühren schienen, so daß seine heutige Schwerfälligkeit kaum bemerkt oder für einen absichtlichen Kontrast mit ihrer wunderbaren Behendigkeit gehalten wurde. Zum Schluß drehte sich Zephirine schnell wie eine Windsbraut auf einem Füßchen um sich selbst, das Tamburin hoch über ihrem Haupt haltend, und schloß mit einer tiefen Verbeugung.

Ein rauschender Beifallssturm brach los; auch solche, die schon glänzende Kunstleistungen gesehen, waren erstaunt über die Anmut und Fertigkeit des Kindes, und das Tamburin, das sie auf des Papas Wink nun im Publikum herumbot, füllte sich mit reichlichen Gaben. Als sie an Marie und Theodor vorüberkam, zog sie mit tiefem Erröten ihr Tamburin zurück und schüttelte ihr Köpfchen: »Ihr nicht!« sagte sie verlegen. Die aber hatten alle Hände gefüllt mit Backwerk von dem Taufschmaus und nötigten es ihr auf. Erwartungsvoll sahen sie den Vater an und meinten, der müsse ihrer Freundin wenigstens einen Taler zustecken; das tat er aber nicht, sondern sagte beschwichtigend zu ihnen: »Ich spreche später den Vater dieser Kinder.«

Das Verhör.

Die Zuschauer verliefen sich, obgleich François geneigt gewesen wäre, noch etwas zu ihrer Belustigung zu tun. Marie und Theodor mit ihrem Vater blieben aber noch; Cherubino war auch herbeigekommen, und bald waren die vier Kinder in eifrigem Gespräch. Herr Lionet wußte nicht, wie seine Kinder zu dieser Bekanntschaft kamen. Zephirine sagte ihm nur flüchtig: »Weißt, Papa, das sind die Kinder in der Kirche, wo man ihr Brüderlein getauft hat, und die wissen soviel schöne, schöne Sachen!«

Herr Winter aber wandte sich mit großer Höflichkeit an Lionet und sagte ihm zuerst einige Artigkeiten über das Talent seines Töchterchens. »Das sind beides ihre Kinder?« fragte er weiter. »Gewiß!« antwortete Herr Lionet etwas verlegen, wie dem Kaufmann vorkam.

»Sie haben sich scheint's spät verheiratet?« fragte er weiter, mit einem Blick auf das alte, eingeschnurrte Gesicht des Taschenspielers und auf die jungen Kinder,

»Jawohl, das Töchterlein – das heißt – die zwei Kinder stammen aus meiner zweiten Ehe; meine erste Gemahlin, eine sehr talentvolle Kunstreiterin, hat mich leider verlassen und sich einer Seiltänzertruppe angeschlossen. Ich associerte mich erst später mit einer zweiten, die ein kleines Wachsfigurenkabinett besaß; sie starb im Wochenbett; das Kabinett verunglückte bei der großen Feuersbrunst in G. Meine Kenntnisse in der natürlichen Magie und das erwachende Talent meines Töchterleins haben mir bis jetzt wieder zum Fortkommen geholfen; den François habe ich im Elsaß übernommen. Von dem Buben habe ich mir früher mehr versprochen, aus dem wird nicht viel, kein Ehrgefühl-«

»Sie sind Franzose, wie meine Kinder von den Ihrigen gehört?«

»Elsässer, ich halte mich aber schon sehr lange in Deutschland auf; die gegenwärtige unruhige Zeit in Frankreich ist nicht günstig für schöne Künste und Wissenschaften.«

Herr Winter lächelte, daß der Taschenspieler seine Kunst so hoch anschlug und fragte weiter:

»Wie gedenken Sie bei Ihrer wandernden Lebensweise Ihren Kindern den nötigen Unterricht zu verschaffen?«

»Sie sind noch sehr jung,« sagte Lionet, dem das Verhör immer unbehaglicher zu werden schien; »und bei einer so ausgezeichneten körperlichen Ausbildung macht sich später die geistige außerordentlich leicht.«

»Wirklich?« fragte lächelnd und etwas zweifelnd Herr Winter.

»Ich hatte in letzter Zeit ein sehr rechtschaffenes Frauenzimmer, die der Kleinen Anleitung im Arbeiten gab; sie war Athletin zu gleicher Zeit, von bewunderungswerter Stärke. Da ich die verloren habe, werde ich suchen, mir eine andere Dame zur Begleiterin zu gewinnen, die zugleich die Erziehung der Kinder leitet; einen Teil des Unterrichts werde ich dann selbst besorgen.«

Herr Winter hatte keinen starken Glauben, weder an die Erziehung der »Dame«, die sich Herrn Lionet anschließen werde, noch an den Unterricht dieses Herrn selbst. Er wollte es aber um der Kinder willen zunächst nicht mit ihm verderben. So redete er ihm nur zu, sich noch längere Zeit in Nürnberg aufzuhalten, da seine Kleine so großen Beifall finde, und lud die Kinder ein, in sein Haus zu kommen, da er selbst warme Teilnahme für dieselben fühlte, ihren Umgang mit den seinigen aber nur unter Aufsicht gestatten wollte.

Während Zephirine und Cherubino sich an dem langverheißenen Kalbsbraten und dem Konfekt erlabten, das der flinken Tänzerin so reichlich gespendet worden war, und Herr Lionet die bedeutende Einnahme dieses Abends überzählte, eilten Theodor und Marie heim, um der Mutter von den Erlebnissen des Abends und der

wunderbaren Geschicklichkeit ihrer neuen Freundin zu erzählen. Die fremden Kinder krochen in ihren Wagen, während die zwei andern in reinlichen, bequemen Bettlein nach einem frommen Nachtgebet einschliefen. Zephirine hatte schon die müden Äuglein zum Schlaf geschlossen, da flüsterte ihr Cherubino noch aus seiner Ecke zu:

»Schwesterlein!«

»Was willst du?«

»Der Knabe hat mir heute noch gesagt, daß sie alle Abend und Morgen beten, und dann schickt der Heiland Engel zu ihnen, die sie hüten.«

»Ich habe aber keine bei ihnen gesehen.«

»Man sieht sie nicht; aber sie sind doch da, ihre Mutter hat's ihnen gesagt.«

»Ja, dann wird's freilich wahr sein.«

»Zephirine, wenn wir nur auch beten könnten! Morgen will mich Theodor ein Gebet lehren, aber ich möchte schon heute nacht. Besinn' dich nur, ob du nicht beten kannst!«

»Ich will's probieren!« Und sie faltete die Hände: »Lieber Heiland, wir können noch nicht beten, aber wir sind auch getauft; schicke uns doch auch einen Engel, der uns hütet, weil wir so allein sind und keine Mutter haben!«

Und beruhigt legte sie ihr Köpfchen nieder und schlief ein, während Cherubino noch lange mit seinem traurigen Herzchen wach blieb.

Nachforschung.

Herr Winter war in der Nacht nach der Vorstellung noch lange in seinem Zimmer auf und abgegangen. Er war ein, wahrhaft frommer Mann, der mit den Gütern, welche ihm Gott geschenkt, reichlich Gutes tat und keine Not sehen konnte, ohne daß er den Herzensdrang fühlte zu helfen. Die zwei Kinder kamen ihm nicht aus dem Sinn; daß von einer guten Erziehung hier keine Rede sein könne, daß ihre Zukunft auf diesem Wege ein elendes Vagabundenleben werde, sah er klar, und doch wußte er nicht, wie zu helfen sei. Daß Lionet das Mädchen nicht von sich lassen werde, die seine einzige Erwerbsquelle war, dachte er sich wohl, selbst wenn er ganz die Erziehung der Kinder hätte übernehmen wollen, was zunächst nicht Wohl angegangen wäre, und ein Recht hatte er nicht, dem Vater sein Kind zu nehmen. Den Knaben, der weniger gewandt, auch nicht recht gesund schien, würde der Alte vielleicht leichter von sich lassen; aber wäre es recht, die Kinder zu trennen, die in ihrer geschwisterlichen Liebe vielleicht Trost und Schutz gegen spätere Verderbnis finden könnten?

Es fiel ihm wieder auf, daß Lionet immer einige Verlegenheit gezeigt hatte, wenn die Rede auf den Knaben kam, und daß er so gleichgültig, fast mit Widerwillen von ihm gesprochen. Dann hatte er auch geäußert, daß die Mutter der Kinder bald nach der Geburt des Mädchens gestorben sei, und doch schien dieses älter als der Knabe. Immer war ihm, als müsse er sich auf etwas besinnen, das mit dem Knaben zusammenhänge, den er doch heute zum erstenmal gesehen; – aber es wollte ihm nicht klar werden und er legte sich endlich, müde vom Nachdenken, zur Ruhe.

Guter Rat kommt über Nacht. Frau Winter wußte nicht, warum ihr Mann, der in einem Zimmer neben dem ihrigen

schief, in aller Frühe aus dem Bett sprang, und nachdem er sich rasch angekleidet, in sein oberes Zimmer eilte und dort in einem Kasten kramte, in dem er alte Papiere und Zeitungen verwahrte. Die Kinder, die ihn zum Frühstück holen sollten, waren ganz erstaunt, den Boden mit Papieren überdeckt zu finden und den sonst so streng ordnungsliebenden Papa in diesem Meer von Zeitungen wühlen zu sehen. Verwundert blieben sie stehen und sahen zu, wie er ein Bündel ums andere öffnete und durchblätterte. Er bemerkte sie gar nicht. Endlich zog er ein Blatt triumphierend hervor und sprang eilig damit die Treppe hinab. »Ich hab's!« rief er seiner Frau zu, die mit dem Kindlein auf dem Arm auf dem Bette saß und sich gar nicht denken konnte, was das zu bedeuten habe.

»Was hast du denn?«

»Will dir's nachher sagen,« sagte Herr Winter ruhiger, dem nun einfiel, daß seine Vermutung noch nicht für jedermann tauge.

Als die Kinder zur Schule waren, zog er die alte Zeitung hervor, in welcher folgende deutsch und französisch abgefaßte Anzeige enthalten war:

»Der Chevalier d'Ormont bietet 600 Franken Belohnung dem, der ihm Nachricht von seinem einzigen Kinde Leon d'Ormont geben kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies Kind von seiner deutschen Amme, die sich beim Ausbruch der Revolution in ihr Vaterland, nach Rheinpreußen geflüchtet, dorthin mitgenommen worden. Der Name dieser Amme war Margarete Rothe. Es konnte bis jetzt keine Spur von ihr gefunden werden. Das Kind war damals im Alter von 15 Monaten, besondere Kennzeichen hat es nicht, und es ist nicht zu bestimmen, ob die Amme bei ihrer Flucht aus meinem Schloß Gegenstände von Wert

mit sich genommen hat, da dort später von den Revolutionstruppen geplündert wurde. Ich habe meinen Wohnsitz in Innsbruck genommen (hier folgt die nähere Adresse), und bitte jeden, der mir nur die entfernteste Kunde von meinem Kinde geben kann, sich an mich zu wenden.« »Nun, hat diese Anzeige noch etwas zu bedeuten, die ja schon von fünf Jahren her ist?« fragte die Frau, indem sie das Zeitungsblatt ansah.

»Ja, gerade weil sie von fünf Jahren her ist,« fiel Winter eifrig ein. »Ich war damals schon im Senat, als eben dieser Chevalier d'Ormont selbst hier war, da er in allen größeren deutschen Städten die Nachforschung nach seinem Kinde in eigener Person betreiben wollte. An die Zeitungsanzeige hätte ich wohl nimmer gedacht, wenn ich nicht gestern, seit ich den Gauklerknaben gesehen, fortwährend mich hätte besinnen müssen, wo ich das Kind oder jemand, der ihm sehr ähnlich sieht, schon einmal gesehen habe. Gestern fiel mir's nimmer ein; ob mir heute nacht davon geträumt, weiß ich nicht; diesen Morgen aber beim Erwachen stand mir mit einem Male die Gestalt des Chevaliers lebendig vor der Seele. Unser Theodor war damals eben Zwei Jahre alt und unsre höchste Freude, darum hatte ich so großes Mitleid mit dem unglücklichen Vater.«

»Ach ja, ich erinnere mich Wohl, wie du mir davon erzählt hast,« fiel die Frau ein; »aber wie kommst du nur auf den Gedanken, daß der Taschenspielerknabe eben jenes Kind sei?«

»Warum? Weil der Knabe dem Chevalier so ähnlich sieht, wie man sich's kaum möglich denkt; weil er den Umständen nach schwerlich dem Taschenspieler gehört, weil sein Alter eben zutrifft ...«

Der menschenfreundliche Mann kam ganz außer Atem im Eifer über seine Entdeckung.

»Wie ist's denn eigentlich mit jenem Kinde damals zugegangen? Wie kam's, daß es mit der Magd geflüchtet ist?«

»Der Chevalier war beim Ausbruch der Revolution mit seiner Gemahlin, die ärztliche Hilfe für ein lang anhaltendes Leiden suchte, in Paris; sein Schloß war eins der ersten, die von plündernden Truppen überfallen wurden. Das Kind war mit der Dienerschaft allein, die sich, von blinder Angst gejagt, nach allen Seiten hin zerstreute. Die Amme des Kindes, eine gutmütige, aber leichtsinnige Person, wie sie der Chevalier schilderte, scheint mit demselben geflohen zu sein; man will sie noch einmal in Gesellschaft eines schlechten Menschen, eines ehemaligen Kammerdieners des Chevaliers, gesehen haben. Der Chevalier selbst mußte fliehen und brachte seine Gemahlin, die Schrecken und Jammer um ihr Kind vollends schwer krank gemacht hatten, in ein deutsches Bad. Von dort aus stellte er alle nur möglichen Forschungen nach dem Kleinen an; da er aber viele Monate lang seine Frau nicht verlassen konnte, war es bei den unruhigen Zeiten von keinem Erfolge.

»Nach dem Tode seiner Frau reiste er selbst durch Deutschland, um sein Kind zu suchen, aber vergeblich, und ließ diese Anzeige, die ich bis heute total vergessen hatte, in alle Zeitungen rücken.«

Obgleich die Frau noch ihre großen Zweifel hatte, ließ sich Herr Winter in seinem Drang doch nicht abhalten, sogleich an den Chevalier unter der bezeichneten Adresse zu schreiben und bewog seine Frau, indes den Umgang der Kinder miteinander zu gestatten.